



BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT
VON RUHM

LORRAINE DASTON

WILHELM CHRISTIAN LUDWIG DILTHEY
(1833-1911, ORDEN POUR LE MÉRITE 1908)

»Ungesondert durch Fakultätsunterschiede«

Basel, im Mai 1867. Wilhelm Dilthey, 34, hat gerade seine erste Professur an der Universität Basel angetreten. Begeistert schreibt er seinem Philologen-Freund Wilhelm Scherer in Berlin über den Plan, eine brandneue wissenschaftliche Zeitschrift zu gründen:

»Es schien sich eine Vierteljahrschrift zu empfehlen. Bestehend [...] aus streng wissenschaftlichen Untersuchungen. Jeder derselben eine Analyse irgendeiner Gruppe geistiger Erscheinungen, mit der Absicht damit einen Beitrag zur Erforschung des allgemeinen gesetzlichen Zusammenhangs zu leisten [...] Nur indem Arbeiten aus verschiedenen Gebieten sich ergänzten, man auf einander sich beziehen könnte: träte endlich einmal ein allgemeines Studium der Geisteswissenschaften hervor, ungesondert durch Fakultätsunterschiede [...] Wenn ich also scherzhaft von revolutionärem Convent u[nd] dgl. spreche: so soll das keinen Anspruch enthalten daß *wir* sofort eine Wissenschaft des Geistes nun gründen wollen. Sie wissen wie ich solche Ansprüche hasse. [...] Wohl

aber kann ein ineinandergreifendes Zusammenarbeiten, wie es in den Naturwissenschaften besteht, endlich geschaffen werden.«¹

Wie so viele von Diltheys Projekten wurde auch dieser Plan für ein neues, interdisziplinäres Journal nie verwirklicht. Er brauchte so lange, den zweiten Band seines ersten großen akademischen Vorhabens über das Leben Schleiermachers herauszubringen (der schließlich erst nach seinem Tod erschien), daß er als »Mann der ersten Bände« bekannt wurde.² Das Produkt seiner Idee aus dem Baseler Brief von 1867 erblickte das Licht der Welt auch erst im Jahr 1883. Es war die Veröffentlichung, mit der er berühmt wurde: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte* (wobei auch in diesem Fall der geplante zweite Band nie erschien). Die Leitmotive von Diltheys Denken und insbesondere den Teil, der bis heute prägend geblieben ist, kann man bereits in jenem Brief aus dem Jahr 1867 finden. Erstens trat er ein für die wesenhafte Einheit und Besonderheit der Geisteswissenschaften; zweitens hatte er eine bewundernde, aber distanzierte Haltung gegenüber den Naturwissenschaften.

Dilthey praktizierte, was er proklamierte, wenn er darauf bestand, daß die Geisteswissenschaften die herkömmlichen disziplinären Grenzen überwinden mußten. Seine eigene akademische Laufbahn bewegte sich zwischen Theologie, Geschichte und Philosophie. Darüber hinaus vertiefte er sich in die jüngsten Werke über Psychologie und Physiologie – Fechner, Müller, Helmholtz, Wundt – und ging so weit, bei seinem Kollegen, dem Baseler Embryologen Wilhelm His, einen Laborkurs zu belegen.³ Er respektierte keine disziplinären Grenzen, diejenige zwischen Geistes- und Naturwissenschaften eingeschlossen.⁴

Dessenungeachtet verdankt sich sein dauerhafter Ruhm der Opposition zwischen dem Studium des Menschlichen und dem des Natürlichen. Universitäten der gesamten westlichen Welt haben dies in ihre Statuten wie auch in ihre Architektur eingemeißelt und halten Professoren wie auch Studierende der entsprechenden Fakultäten in Gebäuden getrennt voneinander. Ganz gleich ob diese beiden Rei-

che als »Geistes- und Naturwissenschaften« oder »the Humanities and the Sciences« oder »les sciences humaines et les sciences naturelles« – oder, noch problematischer, als »The Two Cultures«⁵ – bezeichnet werden; immer trennt sie scharf die Art und Weise, wie Lehre und Forschung organisiert, durchgeführt und bewertet werden. Daß diese Teilung oft zu Rivalitäten und unverblümter Feindschaft geführt hat, ist eine Tatsache, die hier nicht ausgeführt werden muß. Diejenigen, welche die Grenze von einem Reich in das andere überschreiten – wie etwa Soziobiologen oder Neuroethiker –, tun dies auf eigene Gefahr. Die Grenze mag nicht so unüberwindbar sein wie die Berliner Mauer, aber sie ist mit Sicherheit elektrifiziert. Und es war zweifelsohne Dilthey, selbst ausgemachter Feind aller solcher Unterscheidungen, dessen Werk die eloquentesten und überzeugendsten Rechtfertigungen hierfür geliefert hat.

Warum ist dies so? Hat es so kommen müssen? Ist es wirklich Diltheys Schuld? Um diese Fragen zu beantworten, möchte ich zunächst zurücktreten, um kurz zu rekapitulieren, wie Wissen vor der Mitte des 19. Jahrhunderts klassifiziert wurde. Ich werde dann Diltheys eigene Argumente für die Einheit der Geisteswissenschaften – und gegen ihre Reduktion zu Naturwissenschaften – untersuchen. Abschließend kehre ich zurück zu dem, was nach Dilthey alle modernen Wissenschaften vereint, die diese Bezeichnung wert sind: Erfahrung und kein Ende.

Scientia, *Science*, *Wissenschaft*

Die Klassifizierung von Wissen geht zurück auf die Antike. Man kann die neun Musen als allegorische Klassifikation verstehen. Aber die eigentliche Klassifikation für das Höhere Lernen nach westlicher Tradition beginnt mit Gründung und Blüte der mittelalterlichen europäischen Universitäten in Städten wie Bologna, Paris, Oxford und Prag. Die Sieben Freien Künste, eingeteilt in das *trivium* (Grammatik, Rhetorik und Logik) und das *quadrivium* (Astronomie, Musik, Arithmetik und Geometrie), formten die Grundlage des zum

Magister Artis (M.A.) führenden Curriculums in der niederen Fakultät der Philosophie. Der erfolgreiche Abschluß erlaubte es den Studierenden, in eine der höheren Fakultäten des Rechts, der Medizin oder der Theologie einzutreten. Mit der lateinischen Rezeption der Werke von Aristoteles im 12. und 13. Jahrhundert wurden diese auf Fachkönnen abgestellten Studien umgestaltet nach einer neuen, intellektuell ehrgeizigeren Kategorie von Wissen: der *scientia*, aus dem Lateinischen übersetzt von Aristoteles' *episteme*. Die Bedeutungen dieses Begriffs veränderten sich zwar im Laufe der Jahrhunderte abhängig von Zeit, Ort und Autor, ihre drei prinzipiellen Charakteristiken blieben jedoch gleich: *Erstens* bezogen sie sich auf einen organisierten Corpus von Wissen, der idealerweise kausale Erklärungen der untersuchten Phänomene lieferte; *zweitens* mußte das von ihnen bereitgestellte Wissen sicher und allgemein sein; und *drittens* ging es um die angesehenste Form des Wissens. Diesen Kriterien folgend, wurde die Theologie zur Königin der Wissenschaften, weil ihre Prämissen die allgemeinsten und sichersten waren. Man beachte, dass *scientia* nicht auf empirischer Forschung beruhen mußte. Niemand bezweifelte, daß Medizin oder Meteorologie oder irgendeine andere Form von Wissen auf der Basis von Beobachtung nützlich war, aber weil die Schlußfolgerungen dieser Disziplinen mehr wahrscheinlich als sicher waren, sich aus Korrelationen anstatt aus Ursachen herleiteten und auf Bestimmtem und nicht auf Allgemeinem aufbauten, erfüllten sie selten die Voraussetzungen reiner *scientia*.⁶ Das Prestige ihrer Vertreter litt entsprechend – zumindest innerhalb der Universitäten.

Der Aufstieg des Empirismus im 16. und 17. Jahrhundert in fast allen Bereichen der Gelehrtheit von der klassischen Philologie bis zur Zoologie erhöhte das Prestige des nur wahrscheinlichen Wissens über Einzelphänomene. Aber *scientia* und ihre landessprachlichen Äquivalente wie die deutsche »Wissenschaft«, das englische »science« und die französische »science« – blieb als Bezeichnung der solidesten, systematischsten und erhabensten Formen des Wissens vorbehalten. Nicht nur im 18., sondern bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein war es unproblematisch, von der »science of grammar« oder

der »science de l'histoire« zu sprechen. Allerdings hatte der Begriff bereits um 1833, als der britische Universalgelehrte William Whewell das Wort »scientist« erfand, zumindest im Englischen bereits begonnen sich auf die Naturwissenschaften einzuengen. Whewell bezeichnete als »scientist« jemanden, der die Phänomene der Natur untersuchte.⁷ Das französische Wort folgte, wenn auch mit deutlicher Verzögerung, denn nicht vor dem frühen 20. Jahrhundert begann das Wort »scientifique«, die genaue Übersetzung des englischen »scientist«, den umfassenden Begriff »savant« zu verdrängen. Zumindest in diesen Sprachen wurden die Naturwissenschaften zu den Wissenschaften, welche allein der erhabenen Bezeichnung »science« würdig schienen.

Bekanntlich folgte die deutsche Bezeichnung »Wissenschaft« diesem Trend nicht. Es ist immer noch möglich, beispielsweise ein Literaturwissenschaftler zu sein, obgleich sich bei dieser Bezeichnung die englisch-, französisch- und italienischsprachigen Kollegen ein Lächeln kaum verkneifen können. Für sie ruft der Begriff unweigerlich das Bild eines in Weiß gekleideten Gelehrten hervor, der seine Texte unter dem Mikroskop inspiziert oder sie in eine Zentrifuge wirft. Aber die Tatsache, daß im Deutschen der Begriff »Wissenschaft« seine volle Breite behielt, verweist keinesfalls darauf, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den deutschen Zentren höherer Bildung nicht ein ähnlicher, verengender Druck am Werke war.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die deutschen Geisteswissenschaften (zu jener Zeit auch »Historisch-Philologische Wissenschaften« genannt) zwei der wichtigsten wissenschaftlichen Institutionen der Moderne erfunden, nämlich einerseits das Seminar für das fortgeschrittene Studium,⁸ andererseits das wissenschaftliche Langzeitprojekt mit großem Personalaufgebot und noch größerem Etat,⁹ beides Innovationen, die später von den Naturwissenschaften übernommen wurden. In den 1870er Jahren allerdings brachten die außerordentlichen Fortschritte auf den Gebieten der Chemie und der Optik, der Physiologie und der Elektromagnetik wie auch deren industrielle Anwendung diese Disziplinen mit Rekordgeschwindigkeit in Führung. Ihre bekanntesten Vertreter

wie Helmholtz, Du Bois-Reymond und Virchow avancierten zu Berühmtheiten.

Darüber hinaus bezogen sich, wie Dilthey selbst beklagte, alle Abhandlungen über Wissenschaftslehre in ihren Beispielen fast ausschließlich auf die Mathematik und die Naturwissenschaften. Wie auch immer sich etwa die Astronomie von der Chemie oder die Chemie von der Biologie bezüglich ihrer Gegenstände und Methoden unterschieden, vereinte sie dagegen – so die zeitgenössische Wissenschaftstheorie – ein epistemologischer Kern, den alle Naturwissenschaften teilten. Im Gegensatz dazu erschienen die Geisteswissenschaften divers und epistemologisch undurchsichtig. Bereits der Name »Geisteswissenschaften« war relativ neu und klang ungelent. Nach Dilthey war es eine ins Deutsche übersetzte Anleihe von den »moral sciences«, wie John Stuart Mill sie gebrauchte, der wiederum den Begriff aus dem Französischen, von den »sciences morales«, übernommen hatte.¹⁰ »Welcher ist der Zusammenhang von Sätzen, der gleicherweise dem Urteil des Geschichtsschreibers, den Schlüssen des Nationalökonomen, den Begriffen des Juristen zugrunde liegt und deren Sicherheit zu bestimmen ermöglicht?«¹¹ – fragte Dilthey frustriert.

*»Die Geisteswissenschaften sind ein selbstständiges
Ganzes neben den Naturwissenschaften«*

Dies war die Situation, in der Dilthey seine einflußreichsten Schriften darüber schrieb, was die Geisteswissenschaften sind, wie sie zueinander in Verbindung stehen und warum sie es verdienen, als echte Wissenschaften bezeichnet zu werden – zugleich aber unterschied er sie von den Naturwissenschaften. Seine Abhandlungen werden mit der letzten Periode seines Wirkens in Verbindung gebracht, nachdem er 1882 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin als Nachfolger von Lotze angenommen hatte. Jüngste Forschungen über seine Vorlesungen zur Psychologie – erst in Basel, dann in Kiel und Breslau –

haben hingegen ergeben, daß er seine Ideen über die Natur der Geisteswissenschaften schon Jahrzehnte zuvor formuliert hatte – immer im wohlinformierten Dialog mit den Arbeiten von Physiologen wie Müller und Helmholtz und von Experimentalpsychologen wie Wundt.¹² Für Dilthey hatte die gesamte deutsche »theologische Aufklärung« unter ihrer Selbstisolierung von Entwicklungen der empirischen Wissenschaften in Großbritannien und Frankreich gelitten. Nicht nur habe sie die kopernikanische Revolution in der Astronomie und die Newtonsche Revolution in der Physik ignoriert, sondern auch die Flut von Reiseberichten aus fremden Ländern. Dilthey lobte Goethes botanische Untersuchungen und seine Versuche in vergleichender Anatomie als erfrischenden Kontrast zu Lessing und »auch zu der deutschen Aufklärung«.¹⁵ Er besuchte Rankes Seminare in Berlin, wo er »Revolution« in den historischen Wissenschaften am Werke sah: »Eine rein empirische Betrachtungsweise lebte in dieser Schule, liebevolle Betrachtung in die Besonderheit des geschichtlichen Vorgangs ...«¹⁴ Er hatte keinerlei Geduld für Versuche, die Geisteswissenschaften metaphysisch zu untermauern, und verwarf alle Behauptungen über die absolute Willensfreiheit oder die Existenz einer Gesellschaft als Superorganismus als leere Spekulation. Das Wesen jeder wirklich wissenschaftlichen Wissenschaft, unabhängig davon, was sie untersuchte, war ihm zufolge der Empirismus.

Oder eher die Empirie. Im Unterschied zur mittelalterlichen *scientia* machte Dilthey geltend, daß die modernen Wissenschaften »Erfahrungswissenschaften« seien.¹⁵ Er war der Auffassung, daß Philosophen wie Berkeley, Hume, Kant, Fichte und Schopenhauer grundlegend mißverstanden hatten, worum es bei Erfahrung ging. Ihr blutarmer Begriff von »Empirismus« umfaßte unter »Vorstellungen« fälschlicherweise jede Form von Erfahrung: »In den Adern des erkennenden Subjekts, das Locke, Hume und Kant konstruierten, rinnt nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft der Vernunft als bloßer Denktätigkeit.«¹⁶ Erfahrung sei viel reicher als diese. Tatsächlich könne man einzelne Sinneswahrnehmungen wie »einen Flecken Rot«, einen »Fanfarenstoß« oder die »Seidenweiche von

Samt« nicht säuberlich voneinander trennen. Eher, so Dilthey, erfahren wir alles im Kontext unseres gesamten Bewußtseins; jede Wahrnehmung, jede Idee ist gesättigt mit Willen und Gefühl. »Was bloß für unsere Vorstellung da ist, hat bei aller Evidenz für uns nicht dieselbe volle Wirklichkeit, als was für unser ganzes erfülltes Leben da ist.«¹⁷ Es sei vollkommen legitim für die verschiedenen beschreibenden Wissenschaften, lebende, pulsierende, organische Erfahrung zu analysieren und von ihr zu abstrahieren (»Empirismus«). Diese Konstrukte dürften jedoch, wie Dilthey warnte, niemals mit dem Studium der Erfahrung selbst (»Empirie«) verschmolzen werden. Das Studium der Erfahrung selbst sah Dilthey als zentrale Aufgabe der Geisteswissenschaften an. Die grundlegendste aller Unterscheidungen, die Vorbedingung der Erfahrung selbst war die Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Erfahrung, zwischen Natur und Selbst (mit dem menschlichen Körper als Grenze zwischen beiden). Das innere Reich des Selbst, »ein eigenes Reich von Erfahrungen«, verlangte seine eigene Spezialwissenschaft oder besser Spezialwissenschaften: die Geisteswissenschaften.¹⁸ Dem Status nach waren sie den Naturwissenschaften gleichwertig, aber nicht gänzlich unabhängig von ihnen. Dafür hatte Dilthey zuviel Physiologie studiert. Er war kein cartesianischer Dualist. Genauso, wie »die Tatsachen der Natur ... die unteren Bedingungen des geistigen Lebens« bilden, so stellten die Naturwissenschaften die Voraussetzung für die Geisteswissenschaften dar – aber, wohlgemerkt, als untergeordnete Voraussetzung.¹⁹ So wie der Judomeister, der das Gewicht seines Gegners nutzt, um diesen niederzuwerfen, setzte Dilthey die Ansprüche der Naturwissenschaften ein, grundlegend für jedes Studium einschließlich des Studiums vom Menschen zu sein, um sie zu Hilfswissenschaften zu machen.

Fast alle von Diltheys Versuchen, Natur und Mission der Geisteswissenschaften zu beschreiben, sind als Kontrapunkt und im Gegensatz zu den Naturwissenschaften gedacht. Wenn die Elemente der Naturwissenschaften Atome und Moleküle von Materie waren, dann waren die der Geisteswissenschaften »Individua, psycho-physische Ganze«.²⁰ Wenn das charakteristische Verdienst der Naturwissen-

schaften war, eine Abfolge von Ereignissen äußerlich zu erklären, dann das der Geisteswissenschaften, diese von innen her zu verstehen.²¹ Wenn die Ordnung einer Gesellschaft schwächer war als die, welche die Bewegung von Planeten und Gasmolekülen bestimmte, dann »wird dieses alles mehr als aufgewogen durch die Tatsache, daß ich selber, der ich mich von innen erlebe und kenne, ein Bestandteil dieses gesellschaftlichen Körpers bin [...]. Ich verstehe das Leben der Gesellschaft.«²² Nach der Methode dieses Yin-Yang teils defensiv und teils aggressiv vorgehend, bereitete Dilthey den Weg für die Aufteilung der Disziplinen in zwei Kulturen. Wir leben noch immer in dem geteilten Haus, das Dilthey erbaut hat.

Schluß: Das Streben nach reiner Erfahrung

Aber dies war zu keinem Zeitpunkt seine Absicht. Wie seine angesehenen Zeitgenossen William James, Henri Bergson und vielleicht sogar Ernst Mach sah Dilthey sich als radikaler Empirist. Aus seiner Sicht trieb er das Forschungsprogramm von Ranke und Helmholtz fort zu seiner unausweichlichen Konsequenz: nämlich zu einer Wissenschaft der totalen Erfahrung – dicht, reich an Details, herzklopfend, allumfassend. Bei all seiner Anstrengung, die Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften zu etablieren, rückte seine durch und durch romantische Vision sie näher und näher zu den Künsten. Es ist bemerkenswert, daß die Bücher, die er zu Ende brachte, von poetischer Imagination handelten; auch schrieb er eine Menge von Essays über die »Weltanschauung« zu Zeiten der europäischen Renaissance und Aufklärung. Und schon als Student, als er versuchte, gegenüber seinem Vater – dem calvinistischen Oberhofprediger in Biebrich bei Wiesbaden – zu rechtfertigen, warum er von Heidelberg nach Berlin wechseln müsse, betonte er die kulturellen Vorzüge der preußischen Metropole: »Was dann die Kunst anlangt, so weißt Du daß es nur wenig Studenten im dritten Semester in ganz Deutschland geben wird, die so wenig gesehen haben wie ich. Es ist aber zu einer Ausbildung, wie Du sie sicher ebenso wohl mit mir vorhast, als

ich selber, ganz unerlässlich notwendig, sich auch in der Anschauung der Kunstwerke gebildet zu haben.«²⁵ Mit sinnträchtigen Begriffen wie »Weltanschauung« und »Lebensphilosophie« verbrachte Dilthey die letzten Jahre seines Lebens, um die Geisteswissenschaften durch eine frische Bluttransfusion aus den Künsten zu stärken. Dabei bezog er sich speziell auf die Dichtung: »... allein [die Dichtung] schaltet frei im ganzen Bereich der Wirklichkeit wie der Ideen.«²⁴ Es ist ein Paradox, das Diltheys Gesamtwerk prägt: Dieselbe Bewunderung für die empirischen Wissenschaften, die ihn zunächst bewogen hatte, die Theologie zurückzuweisen und dann zu proklamieren, daß die Geisteswissenschaften auch Erfahrungswissenschaften seien, trieb ihn letztendlich von den Wissenschaften zu den Künsten, dem wahren Reich der reinen Erfahrung.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Dilthey an Wilhelm Scherer, 20. 5. 1867, in Gudrun Kühne-Bertram und Hans-Ulrich Lessing, (Hg.), *Wilhelm Dilthey Briefwechsel*, Bd. 1 (1852-1882), (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011), S. 412-415, hier S. 413.
- 2 Zitiert in Rudolf Makreel, *Dilthey. Philosopher of Human Studies* (Princeton: Princeton University Press, 1975), S. 51. Der erste Band der Biographie über Schleiermacher wurde 1860 begonnen, nachdem Dilthey mit einem Essay über Schleiermachers Hermeneutik einen Preis der Familie Schleiermacher gewonnen hatte. Der Band kam 1870 heraus: *Leben Schleiermachers*, Bd. 1 (Berlin: G. Reimer, 1870).
- 3 Über Diltheys Studien über Johannes Müller und Hermann von Helmholtz vgl. Hans-Ulrich Lessing, »Dilthey und Johannes Müller«, in Michael Hagner und Bettina Wahrig-Schmidt, (Hg.), *Johannes Müller und die Philosophie* (Berlin: Akademie Verlag, 1992), S. 239-254; ders., »Dilthey und Helmholtz. Aspekte einer Wirkungsgeschichte«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 43 (1995), S. 819-833.
- 4 Die Verbindungen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften waren Thema von einigen berühmten Rektoratsreden Diltheys, vgl. insbesondere: Hermann von Helmholtz, »Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften« [Festrede gehalten zu Heidelberg bei Antritt

- des Prorektorats, 1862] in ders., *Vorträge und Reden*, 5. Auflage, 2 Bde. (Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1903), S. 158-185; wie auch Wilhelm Windelband, »Geschichte und Naturwissenschaft«, [Rektoratsrede, Universität Strasburg, 1894], in *Strasburg Universität. Gelegenheitschriften 1892-96*, S. 15-41.
- 5 Wohin genau die Sozialwissenschaften (von denen einige mitunter als Verhaltenswissenschaften bezeichnet werden) gehören, bleibt umstritten; oft sind sie Außenseiter, ein weiteres Zeichen der Macht der Dichotomie von Geistes- und Naturwissenschaften, vgl. Wolf Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft* (München: Hanser, 1985).
 - 6 Einen nützlichen Überblick gibt Eileen Serene, »Demonstrative Science«, in Norman Kretzmann, Anthony Kenny und Jan Pinborg (Hg.), *The Cambridge History of Late Medieval Philosophy: From the Rediscovery of Aristotle to the Decline of Scholasticism* (Cambridge: Cambridge University Press, 1982), S. 496-517.
 - 7 Sydney Ross, »Scientist: The Story of a Word«, *Annals of Science* 18 (1962), S. 65-85.
 - 8 William Clark, *Academic Charisma and the Origins of the Research University* (Chicago: University of Chicago Press, 2006), S. 141-182. Der Physiker Franz Neumann in Königsberg war der erste, der das Seminar in den Naturwissenschaften von den Historikern und Philologen übernahm, ebd., S. 448; Kathryn Olesko, *Physics as a Calling: Discipline and Practice in the Königsberg Seminar for Physics* (Ithaca: Cornell University Press, 1991).
 - 9 Theodor Mommsens *Corpus inscriptionum latinarum* war das Modell für alle »wissenschaftlichen ›Großbetriebe«, die meisten von ihnen wurden durch die Akademien des 19. Jahrhunderts finanziert: Hermann Diels, *Die Organisation der Wissenschaft* [1906] (Heidelberg: Spektrum, 1993), S. 667. In der Kaiserzeit überstieg zumindest in der Berlin-Preußischen Akademie der Wissenschaften die Zahl der Projekte in der Philosophisch-Historischen Klasse (in der auch Mommsens angesiedelt war) diejenige der Physikalisch-Mathematischen Klasse bei weitem, vgl. Conrad Grau, *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (Heidelberg: Spektrum, 1993), S. 178-216.
 - 10 Wilhelm Dilthey, »Vorrede«, *Einleitung in die Geisteswissenschaften* [1883], in ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von Bernhard Groethuysen, Bd. 1 (Stuttgart / Göttingen: B. G. Teubner / Vandenhoeck & Ruprecht, 1990), S. 5; Ernst Rothacker, *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (Bonn: H. Bouvier u. Co. Verlag, 1947), S. 4-16. Die deutsche Übersetzung von Mills *A System of Logic, ratiocinative and inductive* [1843] erschien 1849.
 - 11 Wilhelm Dilthey, *Einleitung*, S. XVIII.

- 12 Guy van Kerckhoven and Hans-Ulrich Lessing, »Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Zu Diltheys Psychologie-Vorlesungen der siebziger und achtziger Jahre«, *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 9 (1994-95), S. 66-91.
- 13 Andrea Orsucci, »Anmerkungen zu Diltheys Arbeitsweise«, *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 9 (1994-95): S. 92-113, hier S. 100.
- 14 Dilthey, *Einleitung*, S. XVI.
- 15 Dilthey, *Einleitung*, S. XVII: »Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft, aber alle Erfahrung hat ihren ursprünglichen Zusammenhang und ihre hierdurch bestimmte Geltung in den Bedingungen unseres Bewusstseins, innerhalb dessen sie auftritt, in dem ganzen unserer Natur.«
- 16 Dilthey, *Einleitung*, S. XVIII.
- 17 Wilhelm Dilthey, »Philosophie der Erfahrung: Empirie, nicht Empirismus«, in ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. XIX, S. 17-38, hier S. 21.
- 18 Dilthey, *Einleitung*, S. 9.
- 19 Dilthey, *Einleitung*, S. 17.
- 20 Dilthey, *Einleitung*, S. 29.
- 21 Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* [1910] (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970), S. 252-271. »Verstehen« als Methode der Geisteswissenschaften sollte nicht mit Empathie verwechselt werden (S. 265) – obwohl »Verstehen« immer ein »irrationales« Element enthielt, weil es nicht auf logische Regeln reduziert werden konnte (S. 269), war es doch »ein intellektueller Prozess von höchsten Anstrengung, der doch nie ganz realisiert werden kann« (S. 280).
- 22 Dilthey, *Einleitung*, S. 37.
- 23 Wilhelm Dilthey an Maximilian August Franz Dilthey, Heidelberg, Sommer 1853, in Dilthey, *Briefwechsel*, Bd. 1, S. 3-5, hier S. 4.
- 24 Wilhelm Dilthey, *Das Wesen der Philosophie* [1907], hg. von Gunter Scholtz (Leipzig: Marix Verlag, 2008), S. 89.